

Patricia Highsmith
*Die zwei Gesichter
des Januars*

Roman

Aus dem Amerikanischen von

Werner Richter

Mit einem Nachwort von

Paul Ingendaay

Diogenes

Herausgegeben in
Zusammenarbeit mit Ina Lannert,
Barbara Rohrer und Kate Kingsley Skattebol
Titel der 1964 bei William Heinemann Ltd, London,
erschienenen Originalausgabe:
›The Two Faces of January‹
Nachweis am Schluß des Bandes
Umschlagfoto: Philipp Keel,
›Tender‹, 2001

*Mit diesem Buch bezeige
ich dem Barnard College meine
Dankbarkeit anlässlich seines
fünfundsiebzigjährigen Bestehens*

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2003
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
50/03/8/1
ISBN 3 257 06409 8

Rydal sah den Fahrstuhlführer, der zugleich der Gepäckträger war, auf der Holzbank am Ausgang des Hotels sitzen, nasebohend und zeitunglesend.

»Guten Morgen, Mihster Keener«, sagte Max, der Portier mit schwarzem Schnurrbart und einer alten grauen Uniform, der hinter der Empfangstheke stand.

»Guten Morgen, Max. Wie geht's?« Rydal legte ihm seinen Schlüssel hin.

»Sie wollen Lotterielos kaufen?« fragte Max mit hoffnungsfrohem Grinsen und hielt dabei ein Bündel Papierlose hoch.

»Hmmm. Ob ich heute wohl Glück habe? Kommt mir nicht so vor. Nein, heute nicht«, sagte Rydal und ging hinaus.

Er wandte sich nach links und ging auf den Syntagma-Platz und das Büro von American Express zu. Dort könnte ein Brief für ihn hinterlegt sein, das war sogar höchstwahrscheinlich, denn es war bereits Mittwoch, und er hatte weder am Montag noch am Dienstag Post gehabt, obwohl er im Durchschnitt pro Woche zwei Briefe bekam. Doch er beschloß, erst am Nachmittag nach der Post zu sehen. Er kaufte sich den Londoner *Daily Express* vom Vortag und eine Athener Morgenzeitung, winkte Niko kurz zu, der einige Meter vom American-Express-Reisebüro in seinen Turnschuhen auf dem Gehsteig hin und her ging; da er am

ganzen Körper mit Badeschwämmen behängt war, bot er einen beigefarbenen und mehr oder weniger kugelrunden Anblick.

»Lottolose?« rief Niko und wedelte mit einer Handvoll Lose.

Rydal schüttelte den Kopf. »Heute nicht!« rief er auf griechisch zurück. Offensichtlich war heute der Tag für Glückslose.

Er ging zum Café Brasil weiter, stieg die Stufen zur Bar im oberen Stock hinauf, wo man auch Frühstück bekam, und bestellte einen Cappuccino mit Marmeladehörnchen. Die Zeitung bot wenig aufregende Neuigkeiten. Ein kleineres Zugangsglück in Italien. Der Scheidungsprozeß eines Mitglieds des britischen Unterhauses. Rydal hatte eine Schwäche für Mordgeschichten, und die aus England gefielen ihm am besten. Nach dem Kaffee rauchte er drei Papatratos, und es war kurz vor elf, als er das Café verließ. Er wollte eine Weile durch das Nationalmuseum für Archäologie schlendern und dann in irgendeinem Herrenartikelgeschäft oder in einer Lederboutique in der Stadiou-Straße ein Geschenk für seinen Freund Pan kaufen – am Samstag hatte Pan Geburtstag und gab eine Party –, wollte dann im Hotelrestaurant zu Mittag essen und den Rest des Nachmittags an seinen Gedichten arbeiten. Pan hatte davon gesprochen, daß sie am Abend ins Kino gehen könnten, aber diese Verabredung war keineswegs sicher, und Rydal war es eher egal, wenn nichts daraus wurde. Es sah stark nach Regen aus, den die Athener Zeitung auch vorhersagte. Und Rydal liebte es, bei Regenwetter in seinem Zimmer herumsitzen und an seinen Gedichten zu arbeiten. Als er auf

die Straße trat, wollte er am liebsten doch schon jetzt statt am Nachmittag bei American Express vorbeischaun, also ging er durch die Arkaden zurück zu jener Straße, die mehr oder weniger parallel zum Syntagma-Platz verlief, wo sich das Postbüro von American Express befand.

Sie hatten einen Brief seiner Schwester Martha für ihn, aus Washington DC. Wieder voller leisem Tadel, wie Rydal vermutete. Doch er irrte sich. Der Brief war im Grunde fast eine Entschuldigung dafür, daß sie »im Dezember ein wenig schroff gesprochen« hatte. Sie hatte geschrieben, nicht gesprochen. Anfang Dezember war Rydals Vater gestorben, was ihm sein Bruder Kennie zwei Tage vor dem Begräbnis telegrafisch mitgeteilt hatte, für den Heimflug wäre also Zeit gewesen, er hatte ihn aber nicht angetreten. Sein Vater hatte einen Herzanfall erlitten und war innerhalb von vier Stunden gestorben. Rydal hatte vierundzwanzig Stunden ungeschlüssig verstreichen lassen und schließlich ein Telegramm an Kennie in Cambridge geschickt, die Nachricht habe ihn sehr betrübt und er sende ihm und dem Rest der Familie sein Beileid und alle besten Wünsche. Er sagte nicht, daß er nicht dort sein würde, doch das verstand sich von selbst, da sich auch keine Erwähnung seines Kommens fand. Kennie hatte ihm seitdem nicht mehr geschrieben, aber von Martha kam ein Brief, in dem sie meinte: »Gerade weil die Familie so klein ist, nur Du und ich und Kennie mit seiner Frau und den Kindern, finde ich, daß Du Dir ruhig die Mühe hättest machen können, beim Begräbnis dabeizusein. Immerhin war es Dein Vater. Ich kann nicht glauben, daß Du kein schlechtes Gewissen deswegen hast. Willst Du denn Deinen Groll auch dann noch hegen,

wenn derjenige, auf den er sich richtet, gar nicht mehr lebt? Du wärst bestimmt glücklicher, Rydal, wenn Du diese Angelegenheit großzügiger sehen könntest – und wenn Du zurückgekommen wärst, um mit uns am Grab zu stehen.« Rydal erinnerte sich beinahe wortwörtlich an den Brief, obwohl er ihn weggeworfen hatte, kaum daß er mit dem Lesen fertig war. Jetzt schrieb seine Schwester, sie verstehe ja den Groll, den er gegen den Vater hege,

»... und den ich, wie Du weißt, schon immer als durchaus berechtigt betrachtet habe. Aber werde nicht bitter dadurch, wenn Dir das möglich ist. Du hast mir einmal erzählt, daß Dir die Zwecklosigkeit von Haß und Groll klar ist. Ich hoffe, das stimmt jetzt noch mehr als damals und daß Du in Europa Frieden findest. Irgendwie bin ich froh darüber, daß Du in Athen und nicht in Rom bist... Wann glaubst Du denn, daß Du mal wieder nach Hause kommst?

Rydal faltete den Brief zusammen und schob ihn in die Manteltasche. Dann verließ er das American-Express-Büro und schlenderte wieder durch die Arkaden. Er würde nicht mehr allzu lange in Athen bleiben. Bald würde der Richtige Tag kommen, und er würde ein Flugzeug nach Kreta nehmen, um sich den Palast von Knossos und das Museum minoischer Kultur in Heraklion anzusehen – und dann nach Hause fliegen. Dort würde er sich um eine Stelle in einer Anwaltskanzlei bemühen, wahrscheinlich in New York. Er hatte noch ungefähr achthundert Dollar in Reiseschecks und ein bißchen Bares übrig. Sein Geld hatte erfreulich gut

über die zwei Jahre gereicht, die er fort gewesen war. Die zehntausend Dollar seiner lieben Großmutter. Sie war die einzige in der Familie gewesen, die während der Krise mit seinem Vater an ihn geglaubt hatte. Sie hatte damals ihr Testament aufgesetzt und war gestorben, als Rydal dreiundzwanzig war, mitten in seinem Jahr Militärdienst. Daraufhin hatte er sich gut überlegt, was er mit dem Geld anfangen wollte, und den Entschluß gefaßt, nach Europa zu reisen und so lange dort zu bleiben, wie die Erbschaft reichte. Sein Vater hatte erwartet, daß er unverzüglich bei einer Anwaltskanzlei anfing, und ihm auch schon eine Stelle als Juniorpartner bei Wheeler, Hooton & Clive an der Madison Avenue besorgt (er war mit Wheeler bekannt), aber Rydal wollte und würde nicht bei einem Unternehmen anfangen, das in irgendeiner Verbindung mit seinem Vater stand. *Du bist obnehin schon spät dran*, fand sein Vater, womit er sich vor allem darauf bezog, daß Rydal sein Jurastudium in Yale erst mit zweiundzwanzig abgeschlossen hatte, was für eine schon immer akademisch orientierte Familie wie die Keeners äußerst untypisch war, doch schließlich hatte man ihn zwei Jahre lang in eine Besserungsanstalt gesteckt und er somit auch erst mit neunzehn an der Yale University anfangen können. Der Vater hatte mit neunzehn schon sein Abschlußexamen in Harvard abgelegt und Kenne seines mit zwanzig, auch Martha war mit zwanzig in Radcliff abgegangen. Alles Mitglieder von Phi Beta Kappa, der Elite-Studentenvereinigung. Rydal war nie bei Phi Beta Kappa gewesen.

Rydal fand sich unter den Arkaden vor der Glastür des Café Brasil wieder, als er aus seinen Gedanken in die Ge-

genwart zurückkehrte, und da er gerade erst in dem Café gewesen war, ging er weiter, auf der Suche nach Niko. Ja, er würde sich heute doch ein paar Glückslose kaufen. Da war Niko auch schon, er wanderte immer noch in der Kälte auf und ab und stampfte mit den Füßen auf. Niko hatte Hammerzehen und konnte deshalb nur Turnschuhe tragen, in denen er aber fror. Rydal grinste, als er sah, wie Niko auf einen gutgekleideten Herrn zusteuerte, der soeben aus dem American Express gekommen war. Lotterielose oder Schwämme, was von beiden hätten Sie gern, Sir?

Dann blieb Rydal jählings stehen. Der Mann, der mit Niko gerade sprach, hatte bemerkenswerte Ähnlichkeit mit seinem Vater. Die blauen Augen waren dieselben, die vorspringende Nase, die Farbe des Schnurrbarts. Dieser Mann war jünger, etwa vierzig, und auch massiger und mit etwas rosigerem Teint, aber die Ähnlichkeit war dennoch so erstaunlich, daß Rydal ihn am liebsten gefragt hätte, ob er mit ihm verwandt sein könne und ob er möglicherweise den Namen Keener trage. Die Keeners hatten Vettern in England, und dieser Mann mochte Engländer sein – obwohl seine Kleidung eher amerikanisch aussah. Der Mann warf jetzt den Kopf in den Nacken und lachte, ein herzliches Lachen, das bis zu Rydal hinüberscholl und ihn ebenfalls lächeln ließ. Nikos Hand fuhr bereits wieder unter seine Schwämme, doch Rydal hatte kurz etwas Weißes aufblitzen sehen; vielleicht hatte er Perlen verscherbeln wollen. Der Mann mit dem rosigen Teint im dunklen Mantel hatte Nikos Angebot abgelehnt, kaufte ihm aber einen Badeschwamm ab. Rydal verschränkte die Arme und blieb abwartend neben dem Zeitungskiosk an der Ecke stehen. Er

sah, wie der Mann dem keineswegs unwilligen Niko einen zweiten Geldschein zuschob und die Hand zum Gruß hob, dann hörte er ihn im Gehen noch »Auf ein andermal« rufen.

Er kam auf Rydal zu. Rydal ließ ihn nach wie vor nicht aus den Augen und erkannte sogar in seinem Gang die selbstsicheren Schritte seines Vaters. Der Schwamm beulte dem Mann die Manteltasche aus. In der linken Hand hielt er einen neu aussehenden *Guide Bleu*. Er warf Rydal einen kurzen Blick zu, sah beiseite und dann wieder hin, inzwischen war er schon auf Rydals Höhe und wandte deshalb den Kopf, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Rydal starrte zurück, und diesmal war es kein Spiel, er wartete nicht auf irgendein Zeichen, sondern er war einfach nur fasziniert, ja gefesselt von der Ähnlichkeit dieses Mannes mit seinem Vater. Endlich wandte der Mann den Blick von Rydal ab, der ihm daraufhin folgte, wenn auch etwas langsameren Schrittes. Der Mann sah über die Schulter zurück, bemerkte Rydal, beschleunigte sein Tempo, rannte sogar kurz über die Venizelou-Straße und wurde dann im unpassendsten Moment langsamer – vor einem herannahenden Auto –, als wollte er den Eindruck vermitteln, er habe keine Eile. Jetzt hatte er das Grande Bretagne passiert, dabei hätte Rydal erwartet, daß er dort wohnte. Rydal behielt ihn im Auge, doch sein Interesse ließ bereits nach. Und wenn es tatsächlich ein Cousin aus England war? Was tat das schon? Der Mann betrat das King's Palace Hotel durch die Eingangstür an der abgeschrägten Gebäudeecke und sah sich noch einmal um – Rydal konnte nicht sagen, ob er ihn dabei bemerkte –, bevor er hineinging.

Es war dieser letzte Blick zurück, der Rydals Argwohn

erregte. Wovor fürchtete sich der Mann? Vor wem lief er davon?

Rydal ging langsam zurück zu Niko und kaufte ihm zwei Lose ab. »Wer war denn dein Freund?« fragte Rydal.

»Wen meinst du?« fragte Niko lächelnd und entblößte dabei seinen bleigefärbten Vorderzahn und die Lücke daneben.

»Den Amerikaner, der gerade einen Schwamm bei dir gekauft hat«, erklärte Rydal.

»Ach, weiß nicht. Hab ihn erstes Mal gesehen. Netter Mann. Hat mir zwanzig Drachmen extra gegeben.« Niko bewegte sich, und die Schwämme schwankten. Die großen, schmutzigweißen Turnschuhe und seine Beine, soweit sie unter dem Vorhang von Schwämmen zu sehen waren, stampften langsam auf der Stelle wie die Füße eines rastlosen Elefanten. »Warum fragst du?«

»Och, nur so«, sagte Rydal.

»Menge Moneten«, sagte Niko.

Rydal grinste. Er hatte Niko dieses Wort und noch massenhaft weitere Slangausdrücke für Geld beigebracht – ein Thema, dem Niko äußerst zugetan war. »Aber Sore hast du ihm keine unterjubeln können?«

»Unterjubeln?« fragte Niko verwirrt.

Niko kannte zwar »Sore«, aber nicht »unterjubeln«.

»Du konntest ihm keinen Schmuck verkaufen?«

»Ach so!« Niko wedelte kaum sichtbar mit der Hand unter den Schwämmen und lachte in einer plötzlichen und untypischen Verlegenheit laut auf. »Er wird es sich überlegen, hat er gesagt.«

»Worum ging's denn?«

»Perlen.« Nach einem raschen Blick in die Runde zog Niko die Hand heraus und zeigte ihm ein zweireihiges Perlenarmband, das auf seiner breiten, schmutzigen Pranke lag.

Rydal nickte, und das Armband verschwand sofort wieder. »Wieviel?«

»Für dich – vierhundert Dollar.«

»Uff«, sagte Rydal unwillkürlich, obwohl die Perlen das wohl durchaus wert waren. »Na, dann viel Spaß mit dem reichen Amerikaner.«

»Der wird schon wiederkommen«, sagte Niko.

Und damit hatte Niko wahrscheinlich recht, dachte Rydal. Niko hatte seit seiner Jugend als Hehler und Bote für Diebe gearbeitet, und er konnte Menschen hervorragend einschätzen. Erst jetzt wurde Rydal klar, daß etwas an dem Amerikaner mit dem rosigen Teint einen irgendwie unehrlichen Eindruck gemacht hatte, sogar während der wenigen Sekunden, die ihn Rydal im Gespräch mit Niko beobachtet hatte. Rydal konnte nicht recht sagen, woran es lag. Auf den ersten Blick wirkte der Mann wie ein fröhlicher, gesprächiger Typ, freimütig wie ein kleines Kind. Aber er hatte zweifellos etwas Verstohlenes an sich gehabt, als er auf sein Hotel zugegangen war. Der Mann würde vermutlich zurückkehren und Niko dieses Armband abkaufen, und welcher ehrliche oder auch nur einigermaßen vorsichtige Mensch kaufte schon echte Perlen von einem Straßenhändler, der Schwämme verhökert? Vielleicht war der Bursche ein Spieler, dachte Rydal. Es war ein komischer Zufall, daß der Mann ausgerechnet seinem Vater so ähnlich sah – Professor Lawrence Aldington Keener von der archäologi-

schen Fakultät der Harvard University, der nie im Leben auch nur davon geträumt hätte, etwas Illegales zu unternehmen, dem reinsten Wahrzeichen der Achtbarkeit – und dabei möglicherweise ein Spieler, ein Gauner war.

Drei Tage später sah Rydal den rosigen Amerikaner wieder. Er hatte ihn in der Zwischenzeit vergessen, oder falls ihm der Mann noch einmal in den Sinn gekommen war, so hatte er gedacht, er sei inzwischen weitergereist; aber dann, eines Mittags, lief er ihm im Benaki-Museum über den Weg, mitten bei den alten Trachten. Es war eine Frau bei ihm, eine junge, recht elegante Amerikanerin, die fast zu jung war, um wie seine Gattin auszusehen. Doch daran, wie der Mann sie immer wieder ebenso zärtlich wie besorgt am Ellenbogen berührte, an seiner gutgelaunten Art, umherzugehen und mit ihr zu plaudern, während sie mit sichtlichem Vergnügen die bestickten Röcke und Blusen der Puppen in den Schaukästen betrachtete, merkte Rydal, daß sie entweder verliebt oder frisch verheiratet waren. Der Mann trug seinen Hut in der Hand, und Rydal sah jetzt auch seinen ausgeprägten Hinterkopf, genau wie bei seinem Vater, und das Haar an den Schläfen war ebenso schütter wie das seines Vaters, verebbte wie Wasser entlang der Küstenlinie. Die Stimme war tief und kräftig, ein wenig gepreßter als die seines Vaters. Er schien leicht und gern zu lachen. Dann, nach rund fünf Minuten, sah die Frau Rydal ohne Umschweife an, und Rydal blieb einen Sekundenbruchteil lang das Herz stehen, dann pochte es rascher. Rydal schlug die Augen nieder und sah von ihr weg, blickte aber statt dessen auf den Mann, der sofort, als er ihn erkannte, die Stirn runzelte und überrascht den Mund offen-

stehen ließ. Rydal wandte sich ab, ging langsam auf einen Schaukasten mit juwelenbesetzten Dolchen und Krummsäbeln zu und beugte sich darüber.

Keine Minute später waren der Mann und die Frau verschwunden. Der Mann hatte sich bestimmt beschattet gefühlt. Rydal hatte ihn verunsichert, und am liebsten wäre er geradewegs ins King's Palace Hotel hinübergegangen und hätte ihn in der Lobby abgepaßt, um ihm zu versichern, daß er nichts Böses im Schilde führe und keinerlei Absicht habe, ihm nachzustellen. Dann aber kam ihm das doch ein wenig übertrieben und auch irgendwie albern vor, also verwarf er den Gedanken. Er ging langsam durch das Museum und fühlte sich plötzlich allein, traurig und etwas entmutigt. Inzwischen wußte er, was ihn an der jungen Frau so fasziniert hatte, doch es beunruhigte und irritierte ihn, daß sein Herz es so lange vor seinem Verstand oder auch nur seiner Erinnerung erkannt hatte: Sie war ebenso sexy und verführerisch, besaß denselben sanften, etwas unbeholfenen Charme wie seine Cousine Agnes mit fünfzehn.

»Teufel auch«, sagte sich Rydal leise, während er einen breiten Boulevard entlangging. »Teufel auch«, zu niemand Bestimmtem und ohne dabei an jemand Speziellen zu denken.

Die Frau hatte blaue Augen gehabt, und die von Agnes waren braun. Agnes hatte dunkelbraunes, diese Frau dagegen eher rötliches Haar. Dennoch war da etwas. Was war es nur? Der Mund? Ja, ein bißchen. Vor allem aber war es ihr Blick gewesen, fand er. Er war seit damals nie wieder darauf hereingefallen, versicherte sich Rydal. Aber hatte er so einen Blick überhaupt je wiedergesehen? Nein. Also, es war

doch wirklich merkwürdig: ein Mann, der aussah wie der Zwillingsbruder seines Vaters, in Begleitung einer Frau, die ihm Agnes ins Gedächtnis rief, so prompt und unmittelbar, als hätte man einen Lichtschalter angeknipst oder ihm das Herz mit einem Messer geöffnet. Es war jetzt zehn lange Jahre her. Er war erst fünfzehn gewesen. So vieles war geschehen in den zehn Jahren seit damals. Inzwischen sollte er doch ein reifer Mann geworden sein. Eine Bemerkung von Proust fiel ihm ein, wonach die Menschen in ihren Gefühlen niemals wirklich älter werden. Es war ein ziemlich beängstigender Gedanke.

An diesem Abend, bei Pans Geburtstagsfest im Haus seiner Familie in der Nähe der Bibliothek des Hadrian, trank Rydal ein paar Gläser mehr Ouzo, als ihm guttat, und mußte wieder an den Amerikaner mit der rosigen Gesichtsfarbe denken – an seinen Vater vor zwanzig Jahren –, wie er gerade mit der wohlgerundeten jungen Frau ins Bett ging, deren rötliches Haar und blaue Augen sich ständig in Agnes' braunes Haar und braune Augen verwandelten. Aber die weichen roten Lippen waren dieselben. Auf der Party war Rydal schlecht gelaunt. Während der letzten Stunde gab er sich große Mühe, eine bissige Bemerkung Pans Freundin gegenüber wiedergutzumachen. Am nächsten Morgen erwachte er mit einem leichten Kater und schrieb ein vierzeiliges Gedicht über »den marmornen Genius« seiner Jugendliebe.

Am Montag fuhr er zum fünften oder sechsten Mal mit dem Bus nach Delphi und verbrachte dort den Tag.

Die Erinnerung an den Amerikaner mit den rosigen Wangen und seine Frau, die einen an Sex denken ließ, nagte immer noch an ihm. Er übertrieb die Ähnlichkeit be-

stimmt, vor allem die Ähnlichkeit der Frau mit Agnes. Er beschloß, er sollte die beiden noch einmal treffen und ihnen aus der Nähe ins Gesicht sehen, dann würde sicher etwas geschehen, der Bann wäre gebrochen, die Illusion verweht. Wenn er in ihrem Hotel nachfragte, würde er vermutlich herausfinden, daß sie Mr. und Mrs. Johnson aus Vincennes, Indiana waren, oder Mr. und Mrs. Smith aus St. Petersburg, Florida. Von den Keeners hätten sie noch nie im Leben gehört.